

OLLI JALONEN

VON MÄNNERN UND MENSCHEN

Roman



Übersetzt von Stefan Moster

mare

Olli Jalonen

Von **MÄNNERN**
und **MENSCHEN**

Roman

Aus dem Finnischen
von Stefan Moster

mare

Olli Jalonen, 1954 in Helsinki geboren, lebt mit seiner Familie in Hämeenlinna. Er studierte Sozial- und Literaturwissenschaften und hat viele Jahre in Schweden und Irland gelebt und gearbeitet. Er zählt zu den bedeutendsten Autoren Finnlands. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Finlandia Prize, und in verschiedene Sprachen übersetzt. 2010 erschien sein Roman *Vierzehn Knoten bis Greenwich* im **mare**verlag.

Stefan Moster, geboren 1964 in Mainz, lebt als Autor und Übersetzer in Berlin. Er übertrug Werke zahlreicher namhafter Autoren vom Finnischen ins Deutsche; für **mare** übersetzte er zuletzt *Der Tag, an dem ein Wal durch London schwamm* von Selja Ahava (2014). Ebenfalls bei **mare** erscheinen die Romane Stefan Mosters, zuletzt *Neringa oder Die andere Art der Heimkehr* (2016).

Die Übersetzung wurde gefördert von



Olli Jalonen

Von Männern und Menschen

Roman

OT: *Miehiä ja ihmisiä*

Aus dem Finnischen von Stefan Moster

ca. 592 Seiten, gebunden

mit Schutzumschlag und Lesebändchen

€ 24,- [D]

ISBN 978-3-86648-241-8

Erscheint am 5. Juli 2016

Die Jahre haben immer den gleichen Rhythmus, die gleichen Veränderungen, die gleichen Aussichten, und die Gerüche folgen im immer gleichen Verlauf den Jahreszeiten. Zum Frühling gehört, dass von allem plötzlich viel mehr da ist. Alles ist von Licht durchflutet, und draußen hört man neue Stimmen.

Dementsprechend gibt es im Frühling weniger Nuancen. Das Licht ist stark und grell, und da die Natur noch nicht allzu viele Sommerfarben hat, herrscht im Jahreslauf von uns Finnen gerade jetzt eine sehr farblose Zeit. Sie fängt damit an, dass der Schnee schmilzt und das Weiß verschwindet, und endet eigentlich schon damit, dass an den Böschungen und warmen Südhängen die ersten frischgrünen Gräserspitzen herauskommen und ein paar Tage später der gelbe Huflattich und dann auch schon die Leberblümchen.

Warum ändert sich nichts im gewöhnlichen Jahreslauf. Früher ist mir diese Unveränderlichkeit nicht so stark aufgefallen ...«

Das ist ein großartiges Wort. Ich stoppe den Bleistift und betrachte mitten im Aufsatz die Unveränderlichkeit: muuttumat-tomuutta. In der Mitte matto, wie der Teppich, rechts und links davon fast das gleiche Wort. Hieße es muuttamattomuutta, dann stünde rechts und links vom Teppich das Gleiche: muutta. Kein Palindrom, aber vielleicht ein Symmetrom, falls es so etwas gibt. Über Palindrome stand ein Artikel mit Beispielen in der Kundenzeitschrift Wir aus dem Lebensmittelladen. Ich versuche mir die finnische Unveränderlichkeit einzuprägen, auch wenn es nicht einfach ist, sich etwas zu merken, das nichts Gewöhnliches und Vernünftiges bedeutet.

Von fünf Themen habe ich das dritte gewählt: »Das Wachstum des Menschen, der Rhythmus der Jahre, der Lauf des Lebens«.

»Warum ändert sich nichts im gewöhnlichen Jahreslauf?« Ich ersetze den Punkt durch ein Fragezeichen, obwohl ich mir nicht sicher bin, dass es richtig ist, weil das vielleicht eine rhetorische Frage ist, aber die Grammatik liegt im Pult, und das Pult zu öffnen wäre Spicken, auch wenn Aufsatzschreiben eigentlich keine Klassenarbeit ist, jedenfalls keine wie die Arbeiten in den anderen Fächern, weil man dafür nichts auswendig lernen muss. Es reicht, wenn man aufschreibt, was in diesem Moment von innen kommt.

»Warum ändert sich nichts im gewöhnlichen Jahreslauf? Früher ist mir die Unveränderlichkeit nicht so aufgefallen, jedenfalls nicht so deutlich wie dieses Jahr. Man muss vielleicht lange genug gelebt haben, damit einem so etwas auffällt.«

An der Stelle könnte man anstatt des Punktes auch ein Fragezeichen setzen. Oder ein Ausrufezeichen. Keines der drei Satzzeichen scheint mir vollkommen richtig zu sein. Man müsste die wichtigsten Regeln der Grammatik auswendig lernen und dann blind anwenden können, ohne lang zu überlegen. Wird man unsicher, geht der Aufsatz schief.

Weil ich nicht ganz sicher bin, radiere ich den kompletten Satz weg und schreibe einen neuen, etwas schlechteren. »Für die Wahrnehmung einer solchen Tatsache muss man lange genug gelebt haben, damit man im Leben Vergleichspunkte von früher hat, aus den Jahren, die oft für die besseren gehalten werden.«

Stück für Stück und zwischendurch hier und da etwas verbessernd fülle ich so die erste Seite des Konzeptpapiers, dazu die inneren zwei Seiten komplett und von der letzten Seite noch fünf Zeilen.

Alle Aufsätze werden gleichzeitig eingesammelt. Im Herbst durften wir sie noch selbst zum Lehrerpult bringen, jeder, wenn er fertig war, aber das hat dazu geführt, dass sich alle beeilt und darum gewetteifert haben, wer sich traut, als Erster die Klasse zu verlassen.

Unsere Finnischlehrerin ist auch unsere Klassenlehrerin und trotz hochhackiger Schuhe sehr klein, aber fröhlich und gutgläubig. Im Abwesenheitsheft kann man die Unterschrift der Eltern ganz leicht fälschen und es ist wohl noch nie zu Kontrollen, Briefen, Anrufen oder gar Hausbesuchen gekommen.

Sobald die Aufsätze Reihe für Reihe eingesammelt worden sind, bekommen wir die Erlaubnis, zu gehen. Nur mich bittet die Lehrerin darum, noch zu bleiben. Das ist mir sehr unangenehm. Eines der Mädchen dreht sich an der Tür noch einmal neugierig nach mir um, aber die Lehrerin wartet ab, bis man keine Geräusche mehr von den Kleiderhaken hört.

»Im Sekretariat ist eine Broschüre angekommen, die dich interessieren könnte. Es geht um ein Stipendium für einen Amerikaustausch. Da würdest du innerhalb kürzester Zeit Englisch und noch viel mehr lernen. In dem halben Jahr würdest du auch nicht weit hinter die anderen zurückfallen und könntest nach Weihnachten in deiner alten Klasse weitermachen. Das ist ein ziemlich gutes Stipendium, man muss nur die Reise selbst zahlen und einen kleinen Teil der Übernachtungskosten«, sagt Frau Niskanen und schaut mir direkt in die Augen.

Ich nehme die in blauen, roten und normalen Buchstaben gedruckte Broschüre in die Hand. »Das muss ich mir genauer ansehen, vielen Dank.«

»Überlege es dir gut und sprich mit deinen Eltern darüber! Es ist zwar ein Stipendium der Freunde Amerikas, aber man muss nirgendwo Mitglied sein.«

Ich nicke ein paarmal, gebe ihr so das Versprechen. Dann öffne ich das Seitenfach meines Ranzens und lasse die Broschüre hineinfallen. Die Lehrerin sammelt ihre restlichen Sachen ein und verstaute sie in der Handtasche, nimmt den Stoß mit den Aufsätzen in die andere Hand und verlässt mit mir das Klassenzimmer. Hintereinander gehen wir bis zum Sekretariat.

Der Gang hat sich geleert; wenn er leer ist, scheint er noch länger und enger zu sein, als er sollte. Vor den Zeichenübun-

gen hatten wir einfache Perspektivlehre, aber bildende Kunst ist ein Fach, in dem man für die Arbeiten nichts auswendig lernen kann, weil es gar kein Buch gibt, und wahrscheinlich weiß ich deshalb nicht mehr so genau, warum der Gang so ist, wie er ist.

Die Broschüre im Ranzen macht mich so nervös, dass ich auf die Toilette gehe. Auf dem Fußboden liegt zerknülltes Klopapier, und auf die Kacheln über der wie ein Spiegel glänzenden Rinne ist gelbliche Pisse gespritzt oder mit Absicht gespritzt worden.

Es ist mir überhaupt nicht angenehm, dass meine Mutter auch hier die feste Putzfrau ab und zu vertreten soll. Davon ist daheim die Rede gewesen, meine Mutter hat auf einem Blatt Papier alle möglichen neuen Stellen aufgeschrieben, nach denen sie fragen kann, wenn bei den alten Schluss ist. Weil ich es gehört und mich eingemischt habe, hat sie versprochen, nicht in die Schule zu kommen, bevor auch wirklich niemand mehr da ist, niemals vor vier, oder sie geht so früh am Morgen hin, dass auch diejenigen, die mit dem Bus vom Land kommen, noch nicht da sind.

Trotzdem ist es keine gute Idee, aber meine Mutter hat die Stelle noch nicht bekommen und auch nicht einmal vorgeschlagen, kann also sein, dass nichts daraus wird, und es sollte auch nichts daraus werden, wenn man mich fragt.

Es ist zwar nicht Freitag, der Dreizehnte, aber Freitag, der Zwölfte, und somit der Vorabend des Unglücks.

Mein Vater kommt mitten am Arbeitstag um Viertel nach eins mit dem Taunus nach Hause. Am Freitag ist mein Schultag so viel kürzer als die anderen, dass ich schon daheim bin. Zufällig sehe ich aus dem Fenster, als mein Vater mit vollem Tempo

zwischen den alten Torpfosten einbiegt und nicht einmal den Blinker gesetzt hat.

Die Firma Widing liegt auf der anderen Seite der Stadt, die Fahrt dauert mindestens fünfzehn Minuten. Er kann also nicht um Punkt eins gegangen sein, außerdem war nicht die Rede davon, dass er wegen eines Arztbesuchs oder sonst etwas freimachen muss. Er hat Frühschicht von sechs bis zwei gehabt, muss aber schon vor eins gegangen sein.

Ich entriegle die Tür, warte aber nicht im Flur, sondern schiebe das Geometriebuch und das Übungsheft auf meine Seite des Küchentischs und warte. Ein Milchfleck auf dem violetten Wachstuch sieht aus wie graues Mehl. Meine Mutter hat ihn nicht bemerkt oder keine Zeit gehabt, ihn wegzuwischen, weil sie zum Putzen ins Theater musste. Diese Stelle kam im Winter dazu und sie muss nur ab und zu hin, aber über die ganze Spielzeit verteilt, die zum Glück bald um ist. Seit dem Herbst hat sich meine Mutter neue Stellen suchen müssen, weil mein Vater immer länger krankgeschrieben worden ist.

Die Infarkte sind klein gewesen, sagt zumindest mein Vater, aber jedes Mal hat es ihn umgehauen, und inzwischen redet er auch undeutlicher. Wenn man sich erinnert, wie es früher war, merkt man, dass die Wörter etwas langsamer kommen und dass er mehr stottert.

Ich höre ganz genau hin, welche Laune er hat, als er im Flur die Schuhe und die Jacke auszieht. Er pfeift nicht vor sich hin und man hört nicht einmal seinen Raucherhusten. Es ist nicht alles so, wie es sein soll.

Er kommt in die Küche und räumt an der Spüle seine Provianttasche aus. Den letzten Rest aus der Thermoskanne kippt er in eine Tasse, stellt die Kanne umgedreht ins Spülbecken und faltet die Butterbrotapapiere auf einem Stoß zusammen. All das macht er wie immer, aber es ist trotzdem nicht alles wie sonst.

»Na, Junge?«, sagt er und bemerkt mich vielleicht erst jetzt richtig, erwartet aber gar keine Antwort, weshalb ich auch

nicht antworte, sondern abwarte, was er zu sagen hat, weil das überflüssige Zeug, das ich zu sagen hätte, jetzt keine Bedeutung hat.

Er setzt sich mir gegenüber hin, legt die Hände auf das Wachstuch und trinkt die Tasse mit dem kalten Kaffee in einem Zug aus. Die großen Hände, die im Winter ein bisschen zu zittern angefangen haben, zittern auch jetzt, und der eine Augenwinkel zuckt.

»Ich hab ja Zuckungen«, stellt mein Vater fest und tippt sich an den Rand der Stirn. Ich sage nichts, warte aber ab und schaue genau hin, als würde ich seine Zuckungen beobachten.

»Die kommen manchmal, die sind ein bisschen wie Schluckauf. Oder wie ein kleiner Krampf«, sagt mein Vater und sieht dabei wie ein alter Mann aus.

Draußen ist der Frühling in vollem Gang. Darüber könnte man jetzt was sagen.

»Die muss man verschrecken«, sagt mein Vater noch, tippt sich ein weiteres Mal an die Stelle neben dem Auge und sitzt dann wieder still da, dreht sich zum seitlichen Fenster und blickt in den Garten.

»Sie haben mich rausgeschmissen.«

Ich erschrecke mich derart, dass ich mich räuspern muss.

»Einmal ist immer das erste Mal, sagte der Hammel, als man ihm den Kopf abschnitt und sich die Nackenhaare sträubten.«

»Wieso jetzt?«, frage ich.

»Warum wohl? Widing hat einfach mit dem Bleistift ausgerechnet, dass es sich nicht lohnt, mich zu behalten und abzuwarten, bis die Infarkte aufhören. Er hat in seinem Heft mit dem Lineal Spalten für jeden Mitarbeiter gezogen, in einem blauen Schulheft, wie ein kleines Kind. Bei mir hat er unterstrichen, wie viele Tage ich seit Anfang Januar versäumt habe, jeden Tag und jede Stunde und jede Minute wahrscheinlich. Ein Arschloch auf zwei Beinen ist das und kein Mann, steht im ka-

rierten Sakko in der dreckigen Werkstatt, leck mich, was für ein Geck und Schönling.«

Er steht auf, spült die Kaffeetasse aus, lässt Wasser aus dem Hahn hineinlaufen und trinkt mit zurückgelegtem Kopf, so dass man sieht, wie sein Adamsapfel auf und ab gluckst.

»Und jetzt?«, frage ich.

»Irgendeine Stelle werde ich schon finden. Und wenn es als Zaunpfosten ist.«

Er setzt sich nicht mehr hin, sondern geht langsam in der Küche auf und ab und denkt wahrscheinlich nach. Zwischendurch geht er ins Wohnzimmer, schaut aus dem Fenster und wartet, dass Mama nach Hause kommt. Das aufgeschlagene Geometrieheft liegt vor mir auf dem Tisch, es ist kariert, mit fertig gedruckten, ganz dünnen blauen Linien und zwischen den Linien exakte leere Quadrate, auf die ich eine Ellipse zeichnen müsste.

Mein Vater ist stehen geblieben und blickt auf den Ford Taunus. Das Auto hat er unmittelbar vor Weihnachten anschaffen müssen, weil mein Vater, wenn es glatt ist, nicht mehr mit dem Fahrrad durch die Stadt zur Arbeit fahren kann, vor allem aber deshalb, weil es im Kopf jederzeit aussetzen kann. Der Bruder von Vetter Lampinen verkauft in einer Wellblechhalle Autos. Er ist bereit gewesen, den grauen Taunus, der in ziemlich gutem Zustand und weit weniger als hunderttausend Kilometer gefahren war, per Ratenzahlung zu verkaufen, fällig an Mittsommer und Weihnachten. Zum Freundschaftspreis gehörten fünfhundert Mark Anzahlung auf die Hand, aber sonst ist noch nichts bezahlt.

Mein Vater tut nichts anderes, als auf und ab zu gehen und aus verschiedenen Fenstern nach draußen zu schauen. Während des halben Tages ist der Rand des Pflanzbeetes noch grüner geworden, die Pfütze am zusammengeschobenen Schneehaufen ist verschwunden, bald ist der ganze hintere Garten trocken, auch wenn er viele Senken hat und die Bäume Schatten

werfen. Ich versuche mir auszudenken, was ich über den Frühling oder was anderes sagen könnte, damit wenigstens eine Stimme da ist, wenn schon die Normalität nicht wiederkommt.

Dann bleibt mein Vater plötzlich stehen und sieht aus, als wäre er mit seinen Überlegungen zu einem Ende gekommen.

»Alles halb so schlimm, das wird schon wieder. Aber wir müssen die Mama nicht unnötig erschrecken. Abgemacht? Wir stellen einen Plan auf, ich kümmere mich darum. Und du bist zum Glück ja auch schon alt genug und fast ...«, sagt er, bricht aber mittendrin ab, als wäre er vor etwas erschrocken.

Ich frage nicht, was fast. Fast was? Es lässt mir lange keine Ruhe, aber im Nachhinein kann man nicht mehr nach etwas fragen, was man nicht gleich gefragt hat, und das habe ich eben nicht.

Fast fertig. Das hat er gemeint. Oder er hat gemeint, ich bin fast volljährig, fast erwachsen, fast ein erwachsener Mann. Fast durch mit der Schule, also fast fertig. Vielleicht hat er es so gemeint.

Fast fertig, reicht es nicht langsam mit der Schule, aber nichts in der Art ist mir zu Ohren gekommen, obwohl ich nach dem Rauswurf genauer hinhöre, worüber sie miteinander reden.

Das Fast geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich kann meinen Vater nicht im Nachhinein danach fragen, weil ich es nicht gleich getan habe. Und von sich aus kommt er nicht mehr darauf zurück. Er würde sich nicht einmal mehr daran erinnern, weil man sich Abgebrochenes nicht so gut merkt wie zu Ende Gesagtes. Aber ich merke es mir trotzdem ganz genau.

Ich denke darüber nach. Was ich tun müsste. Ob ich sagen müsste, ich kann ja nach diesem Schuljahr aufhören, und wir

können später sehen, ob vielleicht die Abendschule infrage kommt. Oder ich könnte vielleicht ein bisschen lügen, dass mich die Schule nicht mehr interessiert und dass jetzt ein guter Zeitpunkt wäre, abzugehen, weil ich ein gutes Zeugnis kriege.

Mein Vater macht keine Pläne, nicht einmal für sich, obwohl er es gesagt hat.

Er bleibt von einem Tag auf den anderen zu Hause und macht die ganze Woche über nichts als ein bisschen in den Garten gucken, geht aber nicht einmal hinaus, außer abends, damit die Nachbarn nicht fragen können, warum der Taunus sich weder zur Frühschicht noch zur Spätschicht bewegt.

»Man hätte das karierte Sakko von diesem verdammten Schnösel in Schmieröl tunken und kräftig umrühren sollen, da hätte der Gockel schön was zu krähen gehabt«, hat mein Vater gesagt. Widing wurde allerdings schon wütend, als mein Vater ihn wegen des Rauswurfs nur ein bisschen schubste. Er verlangte deshalb von ihm, dass er sofort die Schlüssel und Pfandscheiben fürs Lager abgibt, und brüllte, jetzt braucht es auch die Kündigungsfrist nicht mehr, er kann auf der Stelle gehen und die Tür hinter sich zumachen, bevor ihn die Polizei holt.

Jedes Mal, wenn mein Vater an diesen Punkt kommt, bremst ihn meine Mutter und sagt, immerhin gut, dass es keine Folgen gehabt hat, und noch besser, dass er von so einer Stelle weggekommen ist. Sie sucht nach den guten Seiten, auch wenn es nicht viele gibt.

Mein Vater trinkt nicht. Er ist ein arztgläubiger Mensch und hat sofort gehorcht, als der Doktor es ihm im Krankenhaus nach dem ersten Infarkt verboten hat, obwohl er auch vorher nur in Gesellschaft getrunken hat, wenn Gäste da waren oder wir irgendwo zu Besuch.

Aber weil er auch jetzt nicht trinkt, findet er keinen Abstand und denkt immer, was wäre, wenn. Er kommt mit dieser Leere nicht zurecht und kann keine Pläne machen, zumindest nicht schnell mit der Arbeitssuche anfangen, weil er fünfzehn Jahre

im selben Betrieb gewesen ist. Er ist jetzt siebenundfünfzig Jahre alt und seit fünfzehn Jahren hier. Ich war zwei oder fast drei, als wir hergezogen sind, und kann mich nicht erinnern, dass es je etwas anderes gegeben hätte als Widing. Früher hat sich mein Vater auch nie abfällig über das karierte Sakko geäußert, jedenfalls nicht soweit ich mich erinnern kann.

Bald ist es nur noch ein Monat bis Mittsommer. Am Esstisch reden wir immerhin davon, dass wir den Taunus vor der ersten Ratenzahlung loswerden müssen, aber obwohl wir darüber reden, bringt es mein Vater nicht fertig, den Bruder von Vetter Lampinen anzurufen.

Meine Mutter schlägt vor, zuerst Vetter Lampinen anzurufen, aber mein Vater sagt Nein, weil das peinlich ist. Wenn man ein Geschäft rückgängig macht, bricht man sein Wort. Und das Schlimmste ist, wenn man sich auf das Wort eines Mannes nicht verlassen kann.

»In dieser Situation werden sie es schon verstehen«, sagt meine Mutter.

»Kann sein, aber dann sind Ruf und Kreditwürdigkeit dahin.«

Ich höre nur zu und mische mich nicht ein, denn ich weiß nicht, wer von beiden mehr recht hat. Das ist keine Angelegenheit, bei der es Richtig oder Falsch gibt, es sind zwei verschiedene Sachen, einerseits der Zwang und andererseits der Name des Mannes. Es muss eine Entscheidung getroffen werden, aber dabei kann man das Vertrauen und den Namen verlieren. Egal für was man sich entscheidet, man verliert auf jeden Fall.

Wenn man etwas vereinbart und verspricht, muss man es halten, hat mir mein Vater beigebracht.

»Wer sein Wort bricht, verbiegt sich wie ein Wurm an der Angel«, sagt er später, als wir zu zweit sind. Meine Mutter putzt in der Sparkasse die Fenster. Die müssen am Wochenende geputzt werden, damit das Putzen und Hin-und-her-Schieben der Stühle niemanden stört.

Als meine Mutter im Januar zum ersten Mal allein in der Bank war, ging die Alarmanlage los und die Polizei rückte an. Meine Mutter erschrak sich so sehr, dass sie noch daheim weinte, dabei war ihr niemand böse oder machte ihr Vorwürfe, aber ihrer Meinung nach war es ihr Fehler, dass der Schlauch des Staubsaugers gegen die falsche Tür schlug.

I n der Nacht bekommt mein Vater einen neuen Infarkt. Einen kleinen, harmlosen, so sagt er es jedenfalls am Morgen, obwohl er aufgestanden ist und es gerade noch zum Brechen aufs Klo geschafft hat.

Meine Mutter zwingt ihn, zum Arzt zu gehen, obwohl er nicht will. Aber mit dem Taunus fährt er nicht, sondern geht zu Fuß den Hügel hinunter zur Haltestelle und nimmt den Bus.

Als ich um drei aus der Schule komme, liegt er im Wohnzimmer auf der Couch und hat die Augen zu. Ich gehe zu ihm und versuche seinen Atem zu hören. Ich erschrecke mich unnötig, aber was noch nicht da gewesen ist, jagt einem eben einen Schreck ein, und mein Vater hat noch nie auf der Couch im Wohnzimmer geschlafen.

Er ist hemdsärmelig und scheint zu frieren, weil er die Arme über der Brust verschränkt hält. Ich nehme die Stola, die meine Mutter gemacht hat, vom Sessel und decke meinen Vater so vorsichtig damit zu, dass er nicht erschrickt und aufwacht.

Dann schließe ich die Tür und suche im Telefonbuch die Nummer vom Autohandel, der Vetter Lampinens Bruder gehört. Ich schreibe sie auf einen Zettel, rufe aber nicht an.

Der Kloß in meinem Bauch wird größer, und ich muss tiefer atmen. Ich gehe vor die Tür und überlege. Ich übe auch schon mal für das Gespräch, aber da wächst die Anspannung noch mehr und ich muss aufs Klo.

Als ich rauskomme, wähle ich einfach, ohne noch einmal nachzudenken, schnell alle fünf Ziffern. Ich lege mir nicht einmal zurecht, was ich sagen will und in welcher Reihenfolge.

Er meldet sich nicht selbst. Kurz hört man, wie es in der Halle dröhnt und hallt, jemand ruft »Lampinen« und »Telefon«.

»Hallo«, meldet er sich außer Atem.

Ich nenne meinen Namen und den Namen meines Vaters und berichte, was passiert ist.

»Üble Sache«, sagt er.

»Ja. Was machen wir jetzt?«, frage ich.

»Das hier ist eine Autofirma und kein Ärztezentrum, also was, zum Teufel, glaubst du, können wir da machen?«, sagt er ziemlich laut.

Aber irgendwie werde ich in dem Moment nicht sauer und schere mich auch nicht darum, dass er mir ins Wort fällt, sondern sage genauso laut und unfreundlich, dass der Kauf des Taunus rückgängig gemacht werden muss, und zwar sofort und noch vor der ersten Rate.

Er fängt an zu fluchen und schreit dabei fast. Ich halte den Hörer weiter weg, und obwohl mir der Bauch wehtut, weiß ich, dass ich nicht nachgeben werde. Zwischendurch ruft er Hallo, weil ich keine Lust habe, Antworten zu geben, und erst als er kurz still ist, sage ich ihm, dass wir den Taunus spätestens morgen zurückbringen.

»Sag deinem Vater, er soll mich anrufen, und zwar schnell, du verdammter Bengel«, schreit er in den Hörer und legt auf.

Ich ziehe den gepolsterten Hocker unterm Telefontisch heraus und setze mich. Ich betaste beide Beine über dem Knie, weil sie zittern, als wäre es kalt und als würde ich im kalten Wind sitzen.

Mein Vater kann den Wagen nicht zurückbringen. Er sagt, er traut sich nicht mehr, zu fahren, weil ihm beim kleinsten Anlass schwindlig wird und der Arzt es ihm verboten hat. »Launo hat gesagt, absolut nicht und auf keinen Fall, bevor wir alles untersucht und abgeklärt haben«, sagt mein Vater ein bisschen so, als hätte er Angst, doch zu müssen.

Er ist nicht wütend geworden, weil ich angerufen habe, hat mich aber auch nicht gelobt und er hat den Bruder von Vetter Lampinen nicht selbst anrufen wollen, sondern ist ohne ein Wort ins Wohnzimmer gegangen und hat mitten am Tag angefangen, im Radio Musik zu hören. Als meine Mutter von der Arbeit gekommen ist, habe ich es ihr schon im Vorraum gesagt.

Weil man sonst nicht reden kann, schaltet Mama das Radio aus. Zunächst gibt mein Vater einen Laut von sich, als würde er gleich böse werden, aber dann sitzt er einfach in seinem tiefen Sessel und stößt den Atem aus.

»Dann bitten wir eben jemanden, den Wagen hinzubringen, meinerwegen Eelis«, sagt Mama.

»Nein«, sagt mein Vater.

»Warum nicht?«

»Darum nicht, weil ich es sage!«

Meiner Mutter gefällt sein Ton nicht, darum geht sie auf der Stelle in die Küche und fängt an zu spülen, es klimpert und klappert im Becken, das Wasser läuft, alles ein bisschen zu viel und zu laut.

»Es geht dann wohl nicht anders«, sagt mein Vater, aber gar nicht mehr laut, sondern geknickt.

»Na ja«, antworte ich, weil irgendwas geantwortet werden muss.

»Bring du ihn hin, dann sind wir ihn auf einen Schlag los.«

Ich erschrecke und schaue ihn an, als würde er gar nicht meinen, was er sagt, aber anscheinend meint er es doch ernst,

denn ich sehe kein Anzeichen für einen Scherz in seinem Gesicht.

»Ich hab doch gar keinen Führerschein und bin auch nicht alt genug«, sage ich.

»Aber fast. Und man fährt ein Auto auch nicht mit dem Führerschein. Es ist nicht anders als bei Jukkas Motorrad, Kupplung, Gang rein, Kupplung kommen lassen und Gas geben. Wenn man am Lenkrad dreht, drehen sich die Räder mit. Du sagst dem kleinen Lampinen, dass wir nichts mehr bezahlen. Dann kommst du mit dem Bus nach Hause.«

»Ich kann das nicht«, sage ich, stehe auf und blicke aus dem Fenster und nicht zu meinem Vater.

»Doch, du kannst das. Und wenn du es nicht kannst, dann lernst du es. Die ganzen Bestimmungen, wer was kann und was nicht, sind für Minderbemittelte. Wer schlau ist, lernt alles, auch den Kopfstand, und man lernt nur, wenn man nicht klein beigibt und große Augen macht«, sagt mein Vater in einem anderen Ton und kommt zu mir und legt mir die Hand auf die Schulter. Nebeneinander betrachten wir das graue Dach des Taunus, er steht so dicht an der Wand, dass man fast nur das Dach sieht.

»Jetzt gehen wir, aber so, dass deine Mutter nichts hört«, sagt mein Vater und dreht sich um, und da bleibt mir nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Er zieht nicht einmal die Schuhe an, sondern läuft barfuß nach draußen. Ich ziehe die Hirvi-Turnschuhe an und binde sie sorgfältig zu, falls ich doch fahren muss. Als ich hinauskomme, sitzt mein Vater schon am Steuer und macht mir von innen die Beifahrertür auf.

Er sagt, er fährt rückwärts raus, wendet und fährt bis zum Hang, dann geht das Starten leichter und ich kann vor der Kreuzung das Schalten üben. Dann zeigt er mir schnell alles, beschreibt mit dem Schaltknüppel einen Buchstaben und sagt, den Rückwärtsgang brauchst du nicht, weil man da nicht rückwärts reinfährt.

Als ich aussteige und um den Taunus herumgehe, steigt mein Vater auch aus, lässt den Motor aber laufen. Ich setze mich auf den Ledersitz und probiere die Bremse und das Gas aus und mit dem linken Fuß die Kupplung, die Gangschaltung ist im Leerlauf, das erkennt man daran, dass sich der Schalthebel waagrecht bewegt. Mein Vater stellt den Rückspiegel besser ein. »In die Außenspiegel brauchst du auf der kurzen Strecke nicht zu gucken«, sagt er und rät mir, wie ich fahren soll, nämlich auf geraden Straßen, am besten nach Pullerinmäki und durchs Militärgelände Parola.

»Setz dich wenigstens daneben«, versuche ich es noch einmal.

»Nein, das musst jetzt du erledigen. Lass allen die Vorfahrt, auch wenn sie von links kommen. Das würde gerade noch fehlen, dass du die Scheiße zu Schrott fährst.«

Dann kurbelt er das Seitenfenster ein Stück herunter, drückt die Tür zu und gibt mir durch den Fensterspalt Anweisungen, was ich als Erstes tun soll. »Handbremse lösen, Fuß noch auf dem Bremspedal, dann hoch, aber noch kein Gas.«

Das Auto rollt los, mein Vater läuft stolpernd nebenher und gibt mir weiter Anweisungen, Kupplung treten, zweiter Gang rein, »isser drin«, fragt er, »ja, ja«, sage ich, obwohl ich keine Ahnung habe, wie ich wissen soll, dass nicht der vierte drin ist, weil sie direkt nebeneinanderliegen, »dann langsam die Kupplung kommen lassen und Gas geben, nicht zu viel und nicht zu wenig, damit es nicht ruckelt. Fahr vorsichtig, gute Fahrt«, ruft er mir nach, als er nicht mehr hinterherkommt. Der Taunus wird schneller, sobald ich Gas gebe, ich hebe den Fuß an und die Geschwindigkeit nimmt etwas ab, ich trete erneut aufs Pedal, und es wird wieder schneller. Ich blicke kurz in den Rückspiegel, mein Vater steht mitten auf der Straße und guckt mir nach, wird ständig kleiner und fremd wie irgendein Jemand.

Als ich an die große Kreuzung in Poltinaho komme, schaffe ich es, die Kupplung durchzutreten und die Geschwindigkeit

komplett abzubremsen. Zum Glück kommt niemand, sodass ich in Ruhe den ersten Gang einlegen und gucken und mich noch mal vergewissern kann. Als ich die Kupplung kommen lasse, fängt der Taunus an zu ruckeln, aber der Motor geht nicht aus, und ich gebe einfach etwas mehr Gas, da hört das Ruckeln auf. Von Poltinaho führt eine lange gerade Straße über die Hügel nach Parola.

Am schwierigsten ist es, das Lenkrad nur ein bisschen zu drehen und dabei darauf zu achten, dass man die parkenden Autos mit ausreichend Abstand überholt, damit man ihnen nicht die Seite oder den Spiegel kaputt fährt. Ich umklammere das Lenkrad so fest, dass es in den Fingern wehtut, und der Gasfuß fängt an zu zittern, weil ich versuche, ihn ständig genau in der richtigen Position zu halten und nicht zu bewegen.

Ich kenne den Weg. Wir sind ihn oft gefahren, und einmal auch mit dem Fahrrad hin und zurück, als ich Verwandten das Panzermuseum gezeigt habe. Ich gehe schon vorab die Kreuzungen durch. Auf gerader Strecke fahren geht inzwischen recht gut, aber die Kreuzungen sind schlimm. Schon hinter Viisari verringere ich die Geschwindigkeit und bereite mich auf die Überquerung der großen Straße vor. Dort fließt der Verkehr zwischen Helsinki und Tampere, und ich muss ganz anhalten.

Ich warte so lange, bis ein Militärlastwagen hinter mir steht. Ich schaue genau, ob aus beiden Richtungen nichts kommt. Ich schaue zu lange. Das Militärfahrzeug hupt. Ich lasse die Kupplung kommen, und der Taunus ruckt und hoppelt über die große Straße. Gleich auf dem nächsten geraden Abschnitt überholt der Lastwagen, und obwohl ich den Kopf kein bisschen zur Seite drehe, spüre ich, dass mich der Beifahrer von oben durchs Fenster mustert.

Vom Fahren läuft mir der Schweiß den ganzen Oberkörper hinunter. Als ich an die Stelle komme, wo hinter den Bäumen das Löwendenkmal steht, rieche ich ihn so stark wie noch nie zuvor.

Ich weiß, wo am Rand von Parola die Halle vom kleinen Lampinen liegt.

Ohne warten zu müssen, fahre ich über die Bahnschienen, die Schranken sind oben und die Warnglocke läutet nicht. Links steht eine halb leere Fabrik, in der wir mit dem Auto von Mamas großem Bruder einmal gummiummantelten Kettfaden geholt haben, weil Mama angefangen hat, aus zerschnittenen Milchtüten Fußabtreter für den Vorraum zu knüpfen.

Hinter der Netzfabrik biege ich ab, entferne mich von den Gleisen, finde hinter einem Wald mit roten Kiefernstämmen die Halle und fahre direkt auf den Hof. Ich kann jetzt schon fast so gut mit den Pedalen umgehen, dass der Motor nicht aufheult und das Auto beim Bremsen nicht so ruckartig stoppt.

Mir tun die Arme von den Handgelenken bis zu den Schultern weh. Ich versuche gar nicht erst, richtig zu parken, sondern lasse den Taunus ein bisschen seitlich stehen, damit man noch an ihm vorbeikommt.

Dann stelle ich den Motor ab und nehme den Schlüssel mit. Das ist jetzt nicht mehr unser Auto, aber ich habe keine Zeit, etwas zu fühlen, weil mir schon im Kopf herumgeht, was ich gleich sagen muss.

Lampinen hat mich wahrscheinlich vom Fenster aus gesehen, denn er kommt heraus und baut sich vor der Halle auf. Er stemmt die Hände in die Hüften und guckt zu, wie ich auf ihn zugehe. Er hat sogar noch Zeit, sich eine Zigarette anzustecken, bevor ich nahe genug bin, um ihn zu verstehen.

»Dein Vater hat sich also nicht getraut, ihn selbst zurückzubringen?«, fängt er an.

»Nein, der Arzt hat es ihm verboten. Er hat absolutes Fahrverbot, weil es in seinem Kopf jederzeit aussetzen kann.«

»Ach, eine richtige ärztliche Anordnung?«

»Ja, Launo hat es verboten.«

»Launo ist ein Pferdedoktor, der gibt allen das gleiche Lini-
ment wie den Pferden. Die Menschenärzte arbeiten im Bezirks-
krankenhaus.«

Ich sage, dass mein Vater auch dort gewesen ist, im Herbst
eine ganze Woche auf Station. Lampinen drückt seine North
State an der Wand neben der Tür aus, das graue Blech hat viele
schwarze Stellen.

Ich halte ihm den Taunus-Schlüssel hin, aber er nimmt ihn
nicht, sondern bedeutet mir mit dem Zeigefinger, dass ich ihm
in die Halle folgen soll. Dort wird gerade so heftig mit einem
schwarzen Gummihammer auf einen ausgebauten Kotflügel
eingeschlagen, dass es von allen Wänden widerhallt.

»Bist du überhaupt schon alt genug? Hast du einen Führer-
schein?«

»Ein Auto fährt man nicht mit dem Führerschein«, sage ich.

»Und es ist gut gegangen?«

»Na klar.«

»Leck mich, was für eine Bagage«, sagt er und kramt in der
Schreibtischschublade.

»Nimmst du die Rechnung für deinen Vater mit, oder soll ich
sie per Post schicken?«

Ich fange an zu antworten, wie ich es mir in der kurzen Zeit
zurechtgelegt habe, aber Lampinen täuscht seine Gelassenheit
nur vor und unterbricht mich sofort.

»Bildet ihr euch, verdammt noch mal, ein, damit wäre der
Fall erledigt, oder was? Zuerst ein gutes Auto durch den Winter
fahren, bis es durchgerostet ist wie ein Sieb, und dann bringt
man es einfach zurück, wie wenn man sich den Arsch abwischt,
und sagt, danke fürs Leihen, es reicht. Zum Kotzen, wie mich
das ankotzt.«

Er scheint von seinen eigenen Worten noch wütender zu wer-
den und geht ein Stück weg, sucht etwas zwischen den Stapeln
mit den abgefahrenen Reifen, findet es aber nicht und zischt
immer wieder das mit dem Sieb und dem Kotzen vor sich hin.

»Ich muss los«, sage ich.

»Du gehst hier nicht weg, bevor das geklärt ist. Ich rufe meinen Bruder an, der soll herkommen. Alles nur wegen ihm, er hat versprochen, für den Mann zu bürgen.«

Auf einem Bord an der Wand steht ein schwarzes Telefon. Vetter Lampinens Bruder wählt die Nummer und fängt an zu reden, aber ich verstehe kein Wort, obwohl ich nicht weit weg bin, denn das Dröhnen des Gummihammers auf dem Blech hat wieder angefangen.

Ich gehe wieder näher zum Tisch, auf dem eine Rechenmaschine steht. Neben den Schlüsseln hängt ein Kalender an der Wand. Auf dem Maibild zieht eine Frau mit schwarzen Haaren gerade ihren Büstenhalter aus.

Als Lampinens Bruder durch die Seitentür in die Halle kommt, nehme ich die Hände aus den Hosentaschen, für den Fall, dass er mir die Hand gibt, denn manchmal hat er solche Manieren, wenn er zu Besuch kommt, aber jetzt nicht, er grüßt nicht einmal, sondern fragt als Erstes, was es gibt.

Blech-Lampinen ist einen halben Kopf größer als sein Bruder, darum wird Auto-Lampinen auch der kleine Lampinen genannt, kann ich noch denken, bevor ich mich verteidigen muss, oder eigentlich mehr meinen Vater, denn der kleine Lampinen schimpft ihn einen frechen Dieb.

»Was heißt hier Dieb, der Taunus steht doch vor der Halle«, entgegne ich ihm direkt.

Lampinen versucht zu beschwichtigen und fragt, wie viele Kilometer im Winter gefahren worden sind. Ich weiß es nicht, und so gehen wir hinaus, um nachzusehen. Der kleine Lampinen geht noch mal rein und holt den Kauf- und Teilzahlungsvertrag, in dem die Kilometer eingetragen sind, und sobald wir zu zweit sind, sagt Vetter Lampinen, ich soll mich nicht aufregen, »das wird sich schon regeln, alles regelt sich, wenn man es regelt«.

Nicht einmal dreitausend neue Kilometer sind auf dem Zähl-

ler. Der kleine Lampinen behauptet, da sind zehntausend Kilometer zurückgedreht worden.

»Dann soll der Junge es eben bei dir abarbeiten«, schlägt Lampinen schließlich vor, weil wir zu keiner Einigung kommen.

»So einen Scheißkerl und Verbrecher soll ich einstellen? Nicht einmal umsonst«, erwidert sein Bruder.

Lampinen fragt, ob ich schon eine Arbeit für den Sommer habe. Ich sage, für einen Monat oder anderthalb hat mir die Stadt Arbeit beim Sensen und Ausholzen versprochen, und normalerweise wird es verlängert, weil die anderen im Juli in Urlaub fahren.

Lampinen erkundigt sich nach dem Stundenlohn und verspricht, mir das Gleiche zu zahlen, sogar zehn Pfennig mehr. Seinem Bruder verspricht er für die ganzen drei Sommermonate das Geld, das ich zwischen dem Fünfer als Hilfskraft bei ihm und den zwei Mark fürs Ausholzen bei der Stadt nicht kriege. Der kleine Lampinen winkt ab, ihm sind solche Versprechungen einerlei, er ist nicht einmal bereit, die Differenz auszurechnen, obwohl neben den Formularstapeln eine Rechenmaschine steht.

Lampinen fragt mich, ob ich damit umgehen kann. Ich sehe mir die Maschine an, dann schalte ich an der Seite den Strom ein und fange an, Zahlen zu tippen, aber vorher rechne ich im Kopf ungefähr die Werkstage aus, vier Wochen mal fünf Tage macht zwanzig, und das mal drei Monate sind sechzig, das mal acht Stunden am Tag macht 480, und dann muss ich mit der Rechenmaschine nur noch die letzte Multiplikation durchführen:

$$3,00 \times 480 = 1440,40$$

Mit der Maschine geht es so leicht, dass ich noch ausrechne, wie es bei einem Stundenlohn von 2,10 wäre, wenn die Differenz zum Hilfsarbeiterlohn also zehn Pfennig weniger als drei Mark betragen würde:

$$2,90 \times 480 = 1392,00$$

»Aber eigentlich sind es mehr Stunden, weil der Monat mehr Tage hat«, sage ich.

Lampinen liest die Zahlen auf dem Rollenpapier. Er verspricht seinem Bruder 1500 Mark, wenn ich den ganzen Sommer bei ihm arbeite und keinen einzigen Tag blaumache. Weil sein Bruder den Vorschlag nicht sofort abschmettert, nennt Lampinen als Zusatzbedingung, dass er ihm entsprechend viele Quittungen ausstellt, zum Beispiel für die Reparatur des Firmen-Lkws oder für was auch immer.

»Aber dann profitierst du ja davon«, sagt der kleine Lampinen.

»Du kriegst dann eben genau so viele Quittungen für die Hallendachreparatur, die fallen dann unter Ausgaben«, verspricht Lampinen.

Darüber denken sie eine Zeit lang nach und besprechen die Feinheiten. Beide haben denselben Steuerberater. »Der kann rechnen und alles so verbuchen, dass es stimmt«, sagt der große Lampinen schließlich, und erst nachdem sie sich untereinander geeinigt haben, fragt er mich, ob das in Ordnung geht.

»Ziemlich langer Weg jeden Tag«, fällt mir als Erstes ein.

»Natürlich nicht, du wohnst im Wohnwagen wie die anderen auch. Wir machen nicht jeden Tag um vier Feierabend«, sagt er.

Bevor ich noch richtig sagen kann, dass es sich nicht richtig anhört, verspricht er, dass Überstunden natürlich extra gehen, für einen ganzen Fünfer die Stunde.

Damit bin ich einverstanden. So einen Lohn habe ich noch nie bekommen. Lampinen streckt die Hand aus und sagt, so werden bei uns die Arbeitsverträge gemacht, das Wort hält besser als Papier, weil wenn Papier nass wird, dann leckt es und reißt, eine Hand aber wird nur oberflächlich nass und leckt ganz bestimmt nicht.

Damit kommt es zu einer Art Einigung. Trotzdem geht der kleine Lampinen um den Taunus herum, überprüft, dass er keine Dellen hat, macht die Motorhaube auf und murmelt was von Fett und ob da überhaupt mal das Öl gewechselt worden sei. Er nimmt ein Stück Putzwolle aus der Tasche, zieht den Ölpeilstab heraus, wischt ihn ab und steckt ihn wieder hinein und zieht ihn erneut heraus. Wir schauen alle auf den zitternden Stab. Das Öl sieht relativ frisch aus, es ist noch nicht sonderlich schwarz und der Pegel liegt so zwischen den Markierungen, dass es auch hier nichts zu beanstanden gibt.

Lampinen verspricht, mich an der Bushaltestelle abzusetzen. Im Auto redet er alles Mögliche, so wie er es immer tut, und irgendwann zwischendurch sagt er, das mit dem Vertrag bleibt aber unter uns.

»Damit sich dein kranker Vater nicht den Kopf zerbrechen muss. Es könnte ihm schon an die Nieren gehen, dass sein Sohn seine Schulden abstottern muss. Wo ja eigentlich nicht einmal welche offen sind, aber mein Bruder spinnt ein bisschen und ist zu sehr hinter dem Geld her. Und versprochen ist versprochen, so ist das eben.«

Dann will er wissen, wie die Dusche den Winter über funktioniert hat. Ich sage ihm, wie es ist, aber ich sage auch, dass es besser war als im Winter zuvor, als nur kaltes Wasser aus dem kleinen Hahn an der Seitenwand kam, dass jedoch kein richtiger Druck drauf ist, wie beim Wasser aus der Wasserleitung.

I n der ganzen letzten Woche passiert in der Schule nicht mehr viel, aber man kann auch nicht wegbleiben. Die aufeinanderfolgenden Biologie- und Sportstunden werden zusammengelegt. Tyry kommt am Tag vorher in die Klasse.

»Morgen Kekkonen-Hosen anziehen und Hannuch mitnehmen«, sagt er. Er sagt immer *Hannuch*, und keiner weiß, was für ein Dialekt das sein soll. Er schreibt die Anweisungen und das Programm mit Kreide an die Tafel:

- 1) Geländelauf 2,850 Kilometer
- 2) Schwimmen (Minimum: nass machen)
- 3) Aufwärmparcours & Fünfkampf

Die Mädchen jammern, dass das doch bestimmt nicht für sie gelte, aber Tyry sagt, er halte die Stunden von allen drei Lehrern zusammen. Die Mädchen in den hinteren Reihen rufen, sie gehen nicht vor Mittsommer schwimmen und werden sich nicht mal die Zehen nass machen.

»Kälte härtet ab, beugt Grippe vor und bringt die Haut zum Glühen«, erwidert Tyry und verlässt, ohne weiter zuzuhören, den Raum.

Am Dienstag haben wir vor der Essenspause Finnisch, und nach der Stunde fragt mich Frau Niskanen, ob ich den Stipendiums Antrag ausgefüllt habe. Sie sagt, das Empfehlungsschreiben hat sie schon fertig. Ich kann mich nicht erinnern, dass so etwas ausgemacht war, und gerate in Panik und nicke halb und bedanke mich, obwohl ich die Broschüre und das Blatt mit den Anweisungen nur zwei Mal durchgelesen habe.

»Das ist ein gutes Stipendium, das wird dich im Leben weiterbringen«, sagt sie, und ich kann mich nicht korrigieren und sagen, dass ich mich nicht bewerben kann, weil ich nicht einmal sicher weiß, ob ich auf dem Gymnasium bleibe.

»Zur Feier am letzten Schultag bringe ich ein Kuvert mit. Das Empfehlungsschreiben muss in einem verschlossenen Kuvert sein, heutzutage wird das alles sehr genau genommen«, sagt sie und ich kann nichts dazu sagen, sondern bedanke mich nur noch einmal schwerfällig, und als sie weg ist, setze ich mich ans Pult und lege die Hände auf den lackierten Deckel. Ich beschließe, abzuwarten, bis alle in den Speisesaal gegangen sind

oder diejenigen, die kein Essensgeld zahlen, in den Laden, um sich aufgewärmte Fleischpiroggen zu holen, oder jedenfalls raus aus der Klasse.

Aliina wischt mit dem gelben Schwamm die Tafel. Sie putzt sie gründlich mit Wasser und verschmiert Niskanens Sommeraufgaben nicht bloß zu grauen Wolken und Matsch. Ich betrachte sie von hinten, aber als sie sich umdreht, drehe ich mich auch um und tue so, als suchte ich etwas in meiner Tasche.

Als sie den Schwamm noch einmal im Porzellanwaschbecken nass gemacht hat und weiterwischt, betrachte ich sie wieder. Sie putzt die schwarze Tafel bis zum oberen Rand und muss sich dafür strecken und auf die Zehenspitzen stellen.

»Wie sieht es aus?«, fragt sie, ohne sich umzudrehen.

»Äh, was?«, sage ich, als würde ich nicht hinsehen.

»Die Tafel.«

»Gut.«

»Da drüben ist noch was«, sagt sie.

Es ist so warm an diesem Tag, dass sie keine Strümpfe mehr trägt, sondern Riemenschuhe über den nackten Füßen und violette Cordhosen, die an den Knöcheln breiter werden. Die Riemenschuhe bringen mich auf die Idee, zu fragen, ob sie vorhat, beim Geländelauf mitzumachen.

»Na klar.«

»Mit den Schuhen?«

»Nein, ich zieh mich um. Turnschuhe und Hotpants«, antwortet sie, geht zu ihrem Pult und wühlt in ihren Sachen.

Ich frage sie, ob sie vorhat zu schwimmen, so wie Tyry es bestimmt hat.

Diese Frage beantwortet sie, indem sie langsam und nur ganz wenig, aber von einer Seite zur anderen den Kopf bewegt und dann innehält, um mich anzuschauen.

»Warum fragst du?«

»Einfach so, ohne Grund«, bringe ich heraus, weil ich nicht dazu komme, mir zu überlegen, was ich sagen soll.

»Von was für einem Brief hat die Niskanen da eigentlich gesprochen?«

»Ach nix, nichts Wichtiges. Das hat die bloß so gesagt«, erwidere ich, obwohl ich eigentlich nichts antworten sollte, denn es ist kompliziert und wird noch komplizierter, sie ist es längst geworden, weil die Niskanen wieder auf das Stipendium und Amerika zu sprechen gekommen ist, sodass es jetzt noch schwerer ist, aus der Sache rauszukommen und es zu vergessen.

»Kann sein, dass ich gehe. Wenn die anderen gehen. Wenn man schon im Mai den Winterpelz abwirft, dann ist der Sommer länger«, meint Aliina und greift damit das erste Thema wieder auf und fragt nicht weiter nach dem Brief, geht dann aber hinaus, und ich bleibe wie ein Idiot und Streber am Pult sitzen, wie beides zugleich.

Jukka nimmt mich auf der Yamaha mit nach Ahvenisto. Bei Paukkula dreht er sich um und ruft über das Motorgeräusch hinweg, ich soll mich gut festhalten, weil er ausprobieren will, ob die Maschine mit zusätzlichem Ballast den Berg hinaufkommt. Ich umklammere die Hinterstange noch fester, Jukka fährt von der Straße herunter zum alten Schießstand und versucht dort, wo es eben ist, so stark zu beschleunigen, wie es geht, und dann auf dem schmalen Fußweg zwischen den Kiefern den Hang hinaufzukommen. An der steilsten Stelle dreht das Hinterrad auf Wurzeln, Steinen und Kiefernzapfen durch, und mit der Restgeschwindigkeit kommt man nicht mehr bis ganz hinauf, wir müssen beide abspringen, und Jukka befördert das Motorrad nach oben, indem er schiebt und Gas gibt und zwischendurch die Kupplung schleifen lässt, und ich laufe hinterher, obwohl man nicht schieben muss.

»Mit Crossreifen käme man bestimmt hoch, und zwar spie-

lend leicht. Aber so dreht das Hinterrad durch, trotz Ballast«, sagt Jukka und bückt sich, um nachzusehen, ob das Durchdrehen Spuren am Reifen hinterlassen hat. Es ist nichts Schlimmes, auch ich schaue es mir an, gleichmäßiger, schwarzer Gummi, aber wenn man nah herangeht, riecht es verbrannt.

Wir fahren das letzte Stück auf der Straße hoch und nehmen von ganz oben dann die steile Abfahrt, auf der nicht einmal Jukka sich traut, in den Leerlauf zu schalten. Er schaltet herunter und lässt den Motor das Tempo wegdröhnen. Unten liegt der Sandstrand. An heißen Tagen bildet er zwischen den steilen Hängen einen Kessel, und an zwei Rändern des Kessels halten zusätzlich das für die Olympiade gebaute Schwimmbecken und die Betontreppe zur Singbühne oberhalb des Volleyballfelds den Wind ab.

Jukka bleibt auf dem Parkplatz zurück, um den Bowdenzug am Gasgriff zu richten. Ich mache mich allein auf den Weg zu den Stegen, aber allmählich kommen auch die anderen zur Sportstunde. Es klingt, als stünde ich direkt neben ihm, als Jukka in der Ferne probeweise die Umdrehungen aufheulen lässt.

Das Wasser ist so ruhig, dass man bis tief auf den Grund sehen kann. Ich schaue hinter dem letzten Steg nach, ob unter den Metallreifen am großen Holzrohr Krebse zu erkennen sind, weil es dort welche gibt, aber jetzt sieht man keine. Wenn es klar ist, verstecken sie sich noch tiefer in ihren Löchern am Grund, aber im August haben sie Hunger, denn sie müssen für den Winter fressen.

Genau an der Stelle neben dem Steg kann man sie nachts herausholen, und dafür braucht man außer dem Kescher bloß einen vergammelten Fischkopf oder eine durchgeschnittene, stinkende Karausche an einer Schnur. Die Schnur muss man durch Kiemen und Maul ziehen, und dann genügt es, wenn man die lange Airam-Taschenlampe aufblinken lässt.

Es ist noch nie vorgekommen, aber falls es mal vorkommen sollte, hat mein Vater gesagt, falls die Polizei zufällig ans Was-

ser gefahren kommt, um die Bratwürste zu essen, die sie sich an Irjas Nachtimbiss gekauft hat, oder falls bei den Orkolas im Café-Turm das Licht angeht, dann sofort den Köder auf den Grund fallen lassen und Kescher und Eimer unter dem Steg verstecken. Mit der Taschenlampe braucht man nichts zu machen, denn im Dunkeln darf schließlich jeder eine Lichtquelle mit sich führen.

Obwohl Krebse wirklich kein Essen für Menschen sind, waren es viele Jahre lang die besten Sommernächte, wenn ich mit meinem Vater auf die Jagd nach ihnen ging. Mein Vater wusste die guten Nächte auszuwählen, nach dem Wetter und je nachdem, wie die Spätschichtwochen lagen.

Mit dem Fahrrad fuhr er vom Betrieb nach Hause und aß. Dann war es schon nach elf und wir konnten los. Der Ahvenisto liegt am nächsten, und dieser See ist der reinste Fischkasten, darum sind wir fast jedes Mal direkt dorthin gefahren.

Die Räder haben wir oberhalb des Schwimmbads am Hang abgestellt, und dann sind wir flüsternd den schrägen Pfad zum Ufer hinuntergegangen. War die Nacht klar, blinkten über uns alle möglichen Sterne. Seit Mai hatte man sie nicht am Himmel gesehen. Im August gab es die meisten in dem schwarzen Fleck direkt über dem See, aber am Rand des Horizonts drang das gelbliche Licht der Stadt über den Bergrücken.

Wenn wir fertig waren, gingen wir ebenso leise zu den Rädern zurück. Aus dem Emaileimer hörte man nur ein leises Kratzen, aber wenn jemand entgegengekommen wäre, hätte er gleich gewusst, dass der Eimer schwer war und voller übereinanderkriechender, nasser Krebse.

Zuerst mussten wir schieben, weil es im Dunkeln nicht klug ist, auf einem schmalen Weg zu fahren. Kommt man auf einer Wurzel oder einem Stein ins Rutschen, kann der Eimer ins Schaukeln geraten, und dann wäre es eklig, die Krebse zwischen Moos und Kiefernadeln einzusammeln und schmutzig wieder in den Eimer zu legen.

In einem Sommer war in den Krebsnächten das große Kreuz auf dem Heldengrab des Friedhofs gegenüber beleuchtet. Man konnte es über das Tal hinweg zwischen den Kiefernästen und Baumstämmen erkennen, wie ein weißes Kreuz des Ku-Klux-Klans.

Damals fing mein Vater an, vom Krieg zu erzählen, obwohl er das sonst nie tat. Er erzählte, er sei im Winterkrieg gewesen und habe zu Beginn des Fortsetzungskriegs als Pionier Minen entschärft, bis er was auf die Flügel bekommen hatte, so drückte er sich aus: ein Schlag auf die Flügel und er lag flach, aber im Krankenhaus wurde er zusammengeflickt und dann wieder an die Front geschickt, zu normalen Kriegstätigkeiten.

Als wir schon oben auf dem Myllymäki entlangfuhren, fing mein Vater noch vom 18er-Krieg an. Damals war er selbst noch ein ganz kleines Kind. Der 18er-Krieg, so nannte er ihn immer. In der Schule haben wir alle anderen Bezeichnungen für diesen Krieg gelernt, aber nicht den Namen, den ihm mein Vater gegeben hat.

Ich sehe die Metallreifen am Holzrohr bis weit in die Tiefe, aber darunter keinen einzigen Krebs. In einer Woche fängt der Juni an, und gleich am Donnerstag muss ich mit dem Frühbus nach Parola fahren. Ich plane den Sommer so weit voraus, wie ich kann, aber ich habe das Gefühl, dass die Krebsjagd dieses Jahr ausfällt. Für mich sind die Sommer mit den Krebsen vorbei.

Ich werde nur an den Wochenenden nach Hause kommen, und dann ist es am Ahvenisto nicht ruhig genug, weil an den Wochenenden immer Nachteulen unterwegs sind, wenn es warm ist, und dann findet man am nächsten Morgen am Strand und in den Umkleidekabinen hautfarbene Sultan-Kondome und die aufgerissenen blauen Verpackungen.

Als ich vom hintersten Steg aus zu den anderen gehe, fällt mir ein, was Aliina über die Verlängerung des Sommers gesagt hat. Wenn man früh den Winterpelz abwirft. Aber so leicht geht das nicht. Oder es ist doch etwas dran, dass man selbst

entscheiden kann, wie lang und wie gut was ist. Ich weiß nicht, was von beidem mehr stimmt, und Aliina kann ich nicht fragen, weil man sich damit möglicherweise auf einen Schlag den Ruf einhandelt, seltsam und beknackt zu sein.

»Da kommt unser Neuneinhalber von der Trainingsrunde zurück. Er will den anderen ein Beispiel geben und vor allem Eindruck auf den Lehrer machen, um seine Sportnote zu erhöhen«, höre ich die Kommentare von Puistola zwischen den anderen.

Den Notendurchschnitt im Zeugnis hat man schon im Algebra-Unterricht berechnen können. Unser Mathematiklehrer hatte eine Liste mit Dezimalzahlen von 9,50 bis 5,79 kopiert und hinter jeder Zahl stand in Klammern (M) oder (J). Von da aus mussten wir die Kenndaten der Klasse ausrechnen: den Notendurchschnitt der ganzen Klasse, den Durchschnitt der Mädchen und den der Jungen, den Durchschnitt des obersten und des untersten Viertels, und dann in einem Koordinatensystem die Streuung als Punkte eintragen und den wie ein Sombrero aussehenden Graph der ganzen Klasse zeichnen.

Der Liste war leicht zu entnehmen, dass zwei Schüler den Durchschnitt 9,50 hatten und dass es eine Sie (M) und ein Er (J) waren. Gleich nach der Mathematikstunde hatte ich mir deswegen was anhören müssen. Puistola fing an, mich Neuneinhalber zu nennen. Er tat so, als würde er mich interviewen, und hielt mir eine Hefewecke als Mikrofon hin. Vor dem Café hat sich schon fast die ganze Klasse versammelt und wartet auf Tyry und seine Anweisungen, und Puistola interviewt mich, wie ich mich jetzt fühle und welche Opfer diese sportliche Leistung gefordert hat. Er redet hoch und laut wie Paavo Noponen und kann ihn immerhin so gut nachmachen, dass ab und zu mal einer kurz lacht.

»Achtung, Sendezentrale, hier kommt der Björneborger Marsch«, wirft er zwischendurch ein und mit gespitzten Lippen bläst er den Marsch mit Furzgeräuschen nach.

Ich wende mich ab, weil ich keine Lust habe, dem Blödmann irgendetwas zu erwidern. Er packt mich an der Schulter und versucht, mich zum Mikrofon umzudrehen, damit er weitermachen kann, aber ich schlage seine Hand so fest weg, dass es mir selbst wehtut. Wie ein Welp jault er auf und jammert, ich hätte ihn geschlagen. Irgendjemand, der neben ihm steht, ruft meinen Namen und befiehlt mir, aufzuhören.

»Soll der doch aufhören«, antworte ich.

»Wenn man mit Worten nichts erreicht«, sagt Puistola, macht aber sofort ein paar Schritte zurück.

»Tyry kommt«, ruft Tuula an der Ecke. Sie hat Schmiere gestanden und drückt ihre Zigarette an einem Zaunpfosten aus. Als Tyry mit zwei Sporttaschen anmarschiert, raucht keiner mehr.

»Habt ihr euch aufgewärmt?«, fragt er und scheint vom Wetter und von allem begeistert zu sein.

»Unser Neuneinhalber ist schon einen Marathon gelaufen«, sagt ein anderer als Puistola leise. Es ist mir noch unangenehmer als Puistolas Sprüche, weil Puistola alles sagt, was er denkt, und ihn sowieso keiner ertragen kann, er muss sich immer aufspielen und immer weiterquatschen. In diesem Schuljahr bleibt er sitzen, was ich richtig gut finde. Jedenfalls hat er damit laut angegeben, als wir mit der Liste die verschiedenen Durchschnitte ausgerechnet haben.

Sommer 1972 in der finnischen Provinz: Als sein Vater erkrankt, muss der 17-jährige Erzähler von einem Tag auf den anderen seine Kindheit hinter sich lassen und die Ferienmonate auf dem Bau verbringen. Zwischen den erwachsenen und nicht selten verschrobene Männern taucht er ein in eine völlig neue Welt. Und in den langen und hellen skandinavischen Nächten erscheinen bald auch die Frauen in einem ganz anderen Licht.

»Jalonen beschreibt wunderbar, wie ein junger Mensch sich begeistert und verliebt. Es geht um alles oder nichts.« *Turun Sanomat*